

**«IN EINER BINATIONALEN
PARTNERSCHAFT SIND BEIDE AUF GEDEIH
UND VERDERBEN DARAUF ANGEWIESEN,
SICH GEGENSEITIG ZU VERSTEHEN»**

INTERVIEW MIT DEM SOZIOLOGEN ALI EL HASHASH

Wenn zwei Menschen aus verschiedenen Kulturen aufeinander treffen, begegnen sich zwei Individuen, die die Welt ganz unterschiedlich betrachten. Sie äussern sich darüber auch auf verschiedene Weise und verwenden dabei möglicherweise ganz andere «Codes». Genau das ist es, was interkulturelle Kommunikation so kompliziert macht. Ein Interview mit Ali El Hashash, dem Direktor des IKM-Instituts für Interkulturelles Kommunikations-Management.

Christian Urech: Ich habe der Internetseite Ihres Instituts entnommen, dass Sie ursprünglich aus Jordanien stammen, wo Sie Ihre Kindheit verbrachten. Mit 18 gingen Sie nach Deutschland, um Soziologie zu studieren. Wie war es für Sie, aus Jordanien nach Deutschland zu kommen?

Ali El Hashash: Ich hatte mich sehr darüber gefreut, die Gelegenheit zu bekommen, in Deutschland zu studieren, aber ich wusste nicht, dass ich sozusagen zwei Koffer auf die Reise mitgenommen hatte: einen «normalen» Koffer mit Gegenständen für den täglichen Gebrauch, wie ihn alle Reisenden mitnehmen, und einen unsichtbaren Koffer, dessen Existenz ich erst nach Jahren richtig realisierte. In diesem Koffer befindet sich das, was mich durch meine Primärsozialisierung geprägt und meine kulturelle Identität geformt hat. Dieser Prägung sind sich die Menschen zunächst einmal nicht bewusst. Es sind die Regeln, die wir lernen, damit wir in zwischenmenschlichen Beziehungen «funktionieren» können. Diese Regeln bleiben einem selbst – und natürlich erst recht einem Fremden – verborgen. →

Christian Urech: Sie sind einem gewissermassen in Fleisch und Blut übergegangen...

Ali El Hashash: Genau. Ich kann mich sehr gut erinnern, wie ich in Frankfurt gelandet bin. Das erste, was mich wie ein Schock traf, war das Wetter. Es war Dezember, neblig und kalt, und hinter mir liess ich natürlich die Sonne. In den ersten drei Monaten erlebte ich aber trotz des Wetters eine sehr schöne Phase. Ich beobachtete die neue Umgebung und versuchte zu vergleichen, ohne genau zu wissen, womit. Dann allerdings kam relativ plötzlich eine zweite Phase, nämlich eine Krise. Ich fühlte mich sehr verunsichert, hatte Mühe, mich zurechtzufinden. Ich merkte, dass das Interpretationsraster in meinem Kopf, das mir helfen sollte, das Wahrgenommene zu verstehen, zu bewerten und dann entsprechend zu handeln, in der neuen Umgebung nicht mehr funktionierte. Ich fühlte mich irgendwie verloren. Um damit umzugehen, begann ich – retrospektiv betrachtet – Handlungsstrategien zu entwickeln, wie es offenbar alle Menschen in der ganzen Welt tun, wenn sie emigrieren. Diese Handlungsstrategien helfen einem, mit der Verunsicherung umzugehen oder diese auch zu umgehen. Eine Handlungsstrategie besteht darin, dass die Menschen sich abkapseln und in ihrer Community ihresgleichen suchen. Dieses Phänomen kommt überall auf der ganzen Welt vor, egal, aus welchem Land jemand stammt – obwohl zweifellos jede und jeder von sich behauptet, er oder sie würde sich nie so verhalten. Doch das ist ein gewaltiger Irrtum. In der Realität kommt es offensichtlich vor, dass Menschen in dieser äusserst schwierigen Situation insbesondere der soziopolitischen Ausgrenzung nicht über genügend Ressourcen verfügen oder nicht die Energie aufbringen können, die Gemeinsamkeit und die Verständigung mit dem neuen Umfeld selbst aktiv zu suchen. Hierfür lassen sich beliebig viele Gründe auflisten. Deshalb halten sie sich an ihre eigenen Leute. Dort finden sie das, was sie kennen – und das, was sie nicht kennen, versuchen sie zu ignorieren.

Christian Urech: Sie suchen die Heimat in der Fremde.

Ali El Hashash: Das ist eine der Handlungsstrategien, wie Menschen diese Konfrontation mit dem neuen kulturellen Umfeld zu bewältigen versuchen. Eine andere Handlungsstrategie besteht darin, dass die Menschen beginnen, unbewusst zwischen den beiden Lebenswelten hin und her zu pendeln, indem sie aus jeder «das Positive» für sich annehmen –

aber gleichzeitig nehmen sie «das Negative» hier wie dort natürlich auch wahr. Überwiegt in dieser Pendelsituation nun allerdings der negative Anteil, entsteht ein Gefühl der Entbehrung, und der Blick ist vor allem auf das fokussiert, wonach man sich sehnt. Diese Menschen leben ständig in einem Spannungsfeld. Wenn sie hier sind, beklagen sie sich – aus ihrer Sicht der Dinge – über die Zustände z. B. hier in der Schweiz, etwa über die soziale Kälte oder über die Überreglementierung, und glorifizieren das, was sie vermissen. Im Herkunftsland – wenn sie dort in den Ferien sind – tun sie umgekehrt dasselbe. Ich habe mich selbst dabei er tappt, als ich nach vielen Jahren nach Jordanien zurück reiste, indem ich schon am Flughafen über die «Unsauberkeit» und die «Unordnung» zu schimpfen begann.

Eine weitere Handlungsstrategie besteht darin, die Lebenswelten bewusst wahrzunehmen, zu verstehen und zu respektieren, dass diese unterschiedlichen Lebenswelten nun einmal existieren und beide ihre Berechtigung haben, also bewusst zwischen zwei Lebenswelten hin und her zu switchen und dadurch fähig zu werden, verschiedene Perspektiven einzunehmen. Das ist allerdings ein sehr anspruchsvoller Lernprozess, der nie abgeschlossen ist. Es ist der Kern interkultureller Kommunikationskompetenz.

Christian Urech: Eine wichtige Voraussetzung, damit dieser Prozess angestossen werden kann, ist doch sicher die Sprachkompetenz, also dass man die Sprache des Landes, in das man emigriert, zu verstehen und sich darin auszudrücken lernt.

Ali El Hashash: Das ist eine wichtige Voraussetzung. Je kompetenter der Migrant jedoch sprachlich ist, desto grösser werden die Auswirkungen von Missverständnissen. Das hat mit der Erwartungshaltung zu tun. Wenn ich kompetent Deutsch mit Ihnen spreche, setzen Sie unbewusst voraus, dass ich auch über kulturspezifische Kenntnisse Ihres Kulturraums verfüge, aber das muss nicht automatisch der Fall sein. Wenn ich mich sprachlich ausdrücke, beziehe ich mich auf abstrakte oder konkrete Sachverhalte und auch auf Empfindungen und Gefühle, die kulturell bedingt sind. Der gleiche Satz kann deshalb, je nachdem, mit welchem kulturellen Hintergrund ich ihn ausspreche, ganz verschiedene Bedeutungen haben. Ich weiss dann nicht, welche Vorstellung ein abstrakter Begriff wie «Liebe», «Freiheit» oder «Demokratie» in Ihnen erzeugt. Wenn ich zu

meiner Partnerin – etwas poetisch – sage «Mein Herz blutet vor Sehnsucht nach dir», dann weiss ich nicht, ob sie das gleiche darunter versteht wie ich. Die Bedeutungen hinter den sprachlichen Begriffen bilden zusammen ein – kulturell bedingtes – Orientierungssystem. Was heisst das, «heiraten»? Was bedeuten «Flitterwochen»? Verstehen in einer binationalen Partnerschaft beide darunter das Gleiche? Bedeuten Flitterwochen, dass ich aus meinem Alltag weg gehe, um mich ganz auf meine Partnerin oder meinen Partner zu konzentrieren, oder sind sie dazu da, nach aussen zu zeigen, dass wir jetzt eine Familie sind, also um mich in meiner neuen Rolle zu erproben? Das sind dann zwei ganz unterschiedliche Erwartungen, die aus ein und demselben Begriff resultieren können.

Es gibt aber noch tiefere, nichtsprachliche Ebenen. Wie gestaltet sich zum Beispiel der Abstand zu meinen Mitmenschen? Was ist üblich an Distanz? Was bedeutet Berührung? Welche Berührungen sind in welchem Kontext möglich, welche sind verpönt? Das kann sehr unterschiedlich und höchst irritierend sein. Das, was für Sie als normal gilt, kann anderswo als unhöflich gelten oder als unangenehm empfunden werden. Die Regel, welcher Abstand zum Mitmenschen sich schickt, ist unbewusst definiert. Wenn jemand diesen Minimalabstand überschreitet, kommt bei Ihnen ein Gefühl des Unbehagens auf, weil Sie merken, dass der andere sich hier «falsch» verhält. Sie versuchen, das zu korrigieren, lösen aber dadurch bei ihrem Gegenüber das genau gleiche Gefühl des Unbehagens aus, indem Sie sich nun Ihrerseits – aus seiner Perspektive – «falsch» verhalten, und Ihr Gegenüber wird dieses «falsche Verhalten» seinerseits automatisch zu korrigieren beginnen. Wir haben hier also eine Situation des Korrigierens und Gegenkorrigierens mit einem Gefühl des Unbehagens auf beiden Seiten. Das Raumverhalten ist kulturell bedingt verschieden, und eine Abweichung wird immer eine Bewertung und damit eine entsprechende Reaktion zur Folge haben und damit eine Gegenbewertung und eine Gegenreaktion. Die Bewertung kann beispielsweise lauten, dass das Gegenüber aufdringlich sei. Ein weiteres Konzept, das soziale Nähe-Distanz-Verhalten, bestimmt u.a. unsere Art und Weise, wie wir die soziale Beziehung zu unseren Mitmenschen gestalten. Die Frage, wie viel Nähe ich brauche und wie viel Distanz ich bewahren möchte, ist ganz und gar kulturell bedingt. Ein einfacher Satz wie «Du, ich möchte jetzt allein sein» kann deshalb in verschiedenen soziokulturellen Bedeutungszusammenhängen miss- oder

gar nicht verstanden werden. Die Reaktion darauf kann dann lauten: Bist Du krank? Oder die Aussage wird als Abneigung interpretiert. In einer binationalen Paarbeziehung sind die Auswirkungen eines Missverständnisses dieser Art dementsprechend besonders gravierend. Was für das Raum-Distanz-Verhalten gesagt wurde, gilt auch für den Blickkontakt, für die Körperhaltung, für die Mimik und für die Gestik. Und es gilt ebenfalls für die Lautstärke, mit der gesprochen wird, für die Pausen im Gespräch. Wie organisiere ich mein Gespräch? Wie kann ich das Gesagte betonen, entkräften oder gar verneinen? Durch einen bestimmten Tonfall kann ich zum Beispiel den Inhalt einer verbalen Aussage geradezu ins Gegenteil verkehren. Die sprachliche und die verschiedenen nichtsprachlichen Ebenen funktionieren in einem subtilen Zusammenspiel.

Wenn zwei Vertreter aus verschiedenen Kulturräumen aufeinander treffen, können die Beteiligten dieses Zusammenspiel beim Gegenüber oft nicht interpretieren. Was bedeutet jetzt das wieder? Was macht er da mit seinen Händen? Das Erfassen dieses Zusammenspiels geschieht normalerweise unbewusst, und ich kann es nur bewusst machen, indem ich mich selbstreflexiv damit auseinandersetze. Das ist eine willentliche Handlung. Nichts ist dabei selbstverständlich und nichts darf automatisch vorausgesetzt werden. Die Grundlagen hierfür liefern uns wissenschaftliche Untersuchungen. Das versucht insbesondere die interkulturelle Kommunikation – eine Disziplin, die allerdings noch in den Kinderschuhen steckt.

Christian Urech: Gilt das, was Sie gesagt haben, auch für die Art und Weise, wie Konflikte ausgetragen werden?

Ali El Hashash: In den Augen eines «externen» Betrachters ist die Art, wie sich die Menschen in einem bestimmten Kulturraum verhalten, natürlich ungewohnt, und dieser Betrachter wird ihr Verhalten nach seinen gewohnten Mustern interpretieren. Und hier beginnt das eigentliche Problem. Wenn hierzulande zum Beispiel die Ansicht vertreten wird, «die Asiaten» würden Konflikte vermeiden oder seien gar konfliktscheu, interpretiert und bewertet der Betrachter ein Verhalten durch seine kulturelle Brille. Die Menschen in «Asien» vermeiden aber keine Konflikte – nur der Weg, wie sie diese zum Ausdruck bringen, ist anders. Aus der Form des Umgangs mit Konflikten wird der unzulässige Schluss gezogen, die einen seien streitlustiger als die anderen. Beispielsweise wegen der

unterschiedlichen Lautstärke kann ich aber nicht darauf schliessen, dass die einen konfliktstauer und die anderen konfliktfreudiger sind. Oder wenn mein kommunikatives Verhalten konsensorientiert ist und ich deshalb nicht a priori auf Dissens aus bin, bedeutet dies nicht, dass ich Konflikte vermeide, sondern nur, dass der Bezugsrahmen graduell anders ist. In interkulturellen Überschneidungssituationen sehen wir lediglich die Wasseroberfläche, die Regeln und deren Bedeutungen aber liegen viel tiefer. In diese Tiefe tauchen zu können, macht letztlich auch das interkulturelle Verständnis aus.

Unterschiede in der Kommunikationskultur gibt es übrigens nicht nur bei weit auseinander liegenden Ländern. Als ich mit meiner Lebenspartnerin von Marburg in die Schweiz nach Basel zog, ging ich eigentlich davon aus, dass die Unterschiede zu Deutschland nicht sehr gross sein dürften. In der Interaktion mit Schweizer Bekannten in Basel stellte ich allerdings fest, dass da Riesenunterschiede existieren. Die direkte Form der Ausdrucksweise, die ich in Deutschland zu lernen hatte, ist hier in der Schweiz verpönt. Ich merkte es daran, dass ich wegen dieses «deutschen» Verhaltens Kollegen und Freunden als arrogant erschien. Ein zweiter Unterschied betrifft die unbewussten Pausen im Gespräch. Die Längen dieser Pausen sind von einer Kommunikationskultur zur anderen verschieden, und in der Deutschschweiz sind die Pausen länger als in Deutschland – es mag sich dabei um Sekundenbruchteile handeln, aber das reicht aus, um beim Deutschschweizer den Eindruck entstehen zu lassen, der Deutsche lasse ihn nicht ausreden oder sogar nicht zu Wort kommen.

Christian Urech: Es gibt diesen Unterschied der Pausenlänge sogar in der Deutschschweiz selber, beispielsweise zwischen Zürichern und Bernern.

Ali El Hashash: Sie sprechen einen wichtigen Punkt an. Kommunikation ist ein enorm komplizierter Prozess, wegen der vielen Subkulturen schon innerhalb einer Monokultur und dann natürlich erst recht interkulturell. Das ist eine zweite Stufe der Komplexität. In der monokulturellen Umwelt kennen wir die Unterschiede zwischen Zürich und Bern, wir können sie in Witzen thematisieren und die Dialekte nachmachen. In der interkulturellen Begegnung verstehen wir die Unterschiede nicht mehr automatisch, weil sie sich multiplizieren. Wir sind dann nicht mehr

fähig, die «Anatomie» des Ganzen zu erkennen und das Zusammenspiel der Ausdrucksformen zu analysieren. Wir können die kommunikative Ausdrucksweise eines Menschen natürlich quasi wissenschaftlich sezieren, aber wenn wir jemandem begegnen, haben wir einfach einen Gesamteindruck vor uns, und das macht das Verständnis sehr schwer.

Christian Urech: Sie leiten heute ein Institut für interkulturelles Kommunikationsmanagement. Dieses Verständnis zu fördern, ist eine der Hauptaufgaben des Instituts, indem Sie zum Beispiel Leute unterrichten, die in einem anderen Kulturraum arbeiten wollen.

Ali El Hashash: Das Institut ist ein Zusammenschluss von Kolleginnen und Kollegen mit verschiedenen Fachkompetenzen. Das Thema ist so komplex, dass eine Disziplin allein die Tiefe, von der ich gesprochen habe, nicht erfassen kann. Es sind Sprachwissenschaftler dabei, Kommunikationswissenschaftler, Wirtschaftswissenschaftler, Psychologen, Erziehungswissenschaftler und Soziologen, und alle haben interkulturelle Kommunikation wissenschaftlich behandelt. Drei von ihnen haben Lehrstühle für interkulturelle Kommunikation in Deutschland und den USA. Wir arbeiten in zwei Bereichen an diesem Institut; die interkulturelle Klärungshilfe, wegen der Sie auf mich zugekommen sind, ist eine zusätzliche Tätigkeit, die ich als notwendig erachtete, nachdem ich jahrzehntelang MigrantInnen beraten und dabei festgestellt hatte, dass diese Beratungen eigentlich auch den Verständigungsprozessen in binationalen Partnerschaften zugute kommen könnten. Wesentlich aber sind die beiden Standbeine des Instituts, unsere Angebote für die Privatwirtschaft und andere Institutionen, die Ihre Mitarbeiter in die Zielgebiete, auf die wir uns spezialisiert haben (siehe Seite 74), entsenden wollen. Wir bereiten sie hier auf die neue Umgebung vor. Unsere Seminare werden immer von Kollegen durchgeführt, die ihre Primärsozialisation in der Zielkultur erfahren haben. Wir setzen niemanden ein, der von aussen über eine Kultur redet, weil sonst Stereotypen eher zementiert als bekämpft und dadurch die Verständigungsprozesse eher behindert als gefördert würden. Der andere Bereich, in dem wir tätig sind und den ich leite, sind Seminare im Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesen. Diese Seminare z. B. im Bildungswesen werden von Lehrkräften und Fachpersonen aus den Schulen besucht. Es ist enorm wichtig, wie die Lehrkräfte mit den Schwierigkeiten der Kinder von Migranten umgehen. Missver-

ständnisse führen sehr oft zu fehlerhaften Entscheidungen, wenn beispielsweise ein auffälliges Kind in eine Sonderklasse geschickt werden soll, die Auffälligkeit sich aber nur aus dem Kommunikationsstil verstehen lassen würde, den das Kind von seinen Eltern übernommen hat. Deshalb befassen wir uns in den Seminaren unter dem Titel «Interkulturelle Kommunikation im Migrationskontext» auch intensiv mit den Handlungsstrategien und dem Identitätswandlungsprozess bei den Migranten. Um diese Thematik in den Seminaren adäquat behandeln zu können, ist es unabdingbar, dass die sensiblen und höchst komplexen Zusammenhänge nur von wissenschaftlich ausgewiesenen Fachkräften mit Migrationshintergrund vermittelt werden. Für das IKM ist diese Bedingung ein Muss.

Christian Urech: Missverständnisse im Bereich der interkulturellen Kommunikation werden immer stärker auch für politische Zwecke missbraucht. Politische Propaganda dieser Art ist doch oft nur deshalb wirksam, weil viele Einheimische so wenig über «die Fremden» aufgeklärt sind.

Ali El Hashash: Ich würde es hoffen, dass die Menschen sich so verhalten, weil sie nicht aufgeklärt sind. Interkulturelle Kommunikationskompetenz – das ist nicht das gleiche wie interkulturelle Kompetenz – bedingt, dass wir symmetrisch miteinander kommunizieren. Um Sie zu verstehen, muss ich auf Augenhöhe mit Ihnen sprechen. Ich muss mich in Ihre Situation versetzen können. Ich muss ohne Erwartungen und mit Offenheit auf Sie zugehen. Die gegenwärtige internationale Lage widerspricht dieser Haltung aber total, vielmehr ist eine einseitige Kommunikation von oben nach unten die Norm. Was da vor sich geht, nenne ich die Etablierung eines asymmetrischen «Schuhputzer»-Modells, das sogar kriegerisch vorangetrieben wird.

Sehr oft werden ethnische Minderheiten Opfer von zwei Seiten: Von den Gutmeinenden – linken Kreisen und karitativen Organisationen –, die diese Minderheiten verteidigen wollen. Und von rechten bzw. konservativen Kreisen, die der Ansicht sind, die ethnischen Minderheiten stellten eine Bedrohung dar. Beide Seiten reden *über* die ethnischen Minderheiten. Sobald ich aber über jemanden rede, schliesse ich eine symmetrische Kommunikation aus. Es ist eine Haltung der Verachtung und Abwertung, die wir leider überall auf der ganzen Welt finden, da sie

systemimmanent ist. Für Angehörige von Minderheiten ist es enorm schwierig, sich angesichts der pauschalisierenden Urteile der dominierenden Einheimischen differenziert zu verhalten.

Christian Urech: Mit Ihrem Institut kämpfen Sie gegen diese Haltung an. Die Erkenntnisse über interkulturelle Kommunikation sind aber noch viel zu wenig verbreitet. Da ist noch viel zu tun – natürlich nicht nur auf akademischer Ebene, sondern auch in der breiten Bevölkerung, zum Beispiel auf der Ebene der Schule.

Ali El Hashash: Interkulturelle Kommunikation muss ein Bestandteil des Unterrichts sein. Die multikulturelle Schule sollte als Privileg verstanden werden – auch aus rein wirtschaftlichen Überlegungen. Die Kinder sind in allen gesellschaftlichen Bereichen die Führungskräfte von morgen. Interkulturelle Kommunikationskompetenz ist heute schon ein anerkannter Erfolgsfaktor in der internationalen Wirtschaftskommunikation und gehört zu den Schlüsselqualifikationen der hiesigen Führungskräfte, die sich diese Kompetenz in Weiterbildungsseminaren anzueignen versuchen. Interkulturelle Schulen könnten die «Brutstätte» für interkulturelle Persönlichkeiten sein. Wenn ich allerdings die gegenwärtige Lage anschau, stelle ich fest, dass die Politik weit davon entfernt ist, interkulturelle Kommunikation in den Schulen als bildungspolitische Aufgabe wahrzunehmen – leider ganz im Gegenteil. Bei nüchterner Betrachtung der Situation in der Schweiz komme ich zum Schluss, dass sich eine regelrechte Verteufelung der Andersartigkeit und der kulturellen Vielfalt anbahnt. Diese vulgäre Simplifikation reduziert Menschen beispielsweise auf ihre ursprüngliche Religionszugehörigkeit, unabhängig davon, ob diese nun gläubig oder Atheisten sind – der Name genügt! All das mündet in die absurde Weltsicht einer globalen Auseinandersetzung zwischen Christentum und Islam. Die Weltaufteilung à la George Bush (entweder ist man für uns oder gegen uns) lässt grüssen – und dies trotz der weltweit zunehmenden interkulturellen Kontakte der Menschen und der damit verbundenen Notwendigkeit der Förderung interkultureller Kompetenz.

Christian Urech: Mit den interkulturellen Kontakten werden in Zukunft sicher auch die bikulturellen Ehen weiter zunehmen. Trotzdem

sind bikulturelle Familien in den Medien kaum ein Thema. Auch Bücher gibt es dazu keine.

Ali El Hashash: Und wenn, dann sind es so genannte «Tatsachenberichte» wie «Nicht ohne meine Tochter» von Betty Mahmoody oder «Sand in der Seele» von Evelyne Klein, in denen sehr viel Unfug verbreitet wird, der Vorurteile und Stereotypen zementiert. Deshalb sage ich ja, dass der Wind leider in die falsche Richtung weht, denn solche Bücher gehen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen konform und passen sehr gut zu der gegenwärtigen Mode, den «Kampf der Kulturen» zu propagieren, wie dies Samuel Huntington in einem ebenfalls sehr populären Bestseller tut. In dieses Bild fügen sich auch gewisse Orientalisten und so genannte Islamwissenschaftler, die als Experten ins Fernsehen eingeladen werden. Diese haben in den gegenwärtigen Debatten und Scheindiskursen über das «grösste Problem» und die «brennendste Sorge» der Menschheit aller Zeiten, nämlich das Kopftuch, Hochkonjunktur!

Selbstverständlich betrachte ich die Dinge auch durch *meine* Brille, und deshalb sind meine Aussagen ebenfalls mit Vorsicht zu geniessen. Meine Interpretation ist lediglich ein Versuch, die Dinge anders zu sehen. Wie alle theoretischen Überlegungen und Versuche sind auch die meinen mit Fehlern und Fehlannahmen behaftet. Aber es ist notwendig, dass auch «gegen den Strom» über die Notwendigkeit der interkulturellen Kommunikation debattiert wird. Ich habe ein Seminar zur interkulturellen Kommunikation im Quartier konzipiert, das wir den Bewohnerinnen und Bewohnern von Baugenossenschaften anbieten. Das Pilotprojekt kam bei den Leuten gut an, und zwar unabhängig von ihrer – politischen oder religiösen – Einstellung. Es sind Menschen, die in einem Haus zusammenleben und sich oft mit gegenseitigen Vorurteilen begegnen, weil sie vieles von dem, was den Alltag der Angehörigen anderer Kulturen ausmacht, missverstehen. Wenn wir das ans Tageslicht bringen, wird es möglich, dass richtig gestritten werden kann – zum Beispiel über Religion oder den Geruch des Essens. Ich sage deshalb den Teilnehmenden oft am Anfang: Es geht nicht darum, dass ich Sie von etwas überzeugen will. Ich habe wahrscheinlich ganz andere Wertvorstellungen als Sie. Aber um über die Unterschiede diskutieren zu können, müssen wir sie uns zuerst einmal bewusst machen und sie verstehen. Unabhängig von ihrer politischen Einstellung erkennen immer mehr Menschen, dass interkulturelle Kommunikationskompetenz nötig ist und dass es hierbei

nicht um Schuldzuweisungen oder pauschale statische Zuschreibungen von ethnischen Eigenschaften geht. Deshalb brauchen sie – zumindest in den Seminaren – keine Mauern um sich zu errichten. Das ist die schlechteste Variante, die aber dennoch im Alltag immer noch von vielen gewählt wird. Dazu tragen auch einige Kolleginnen aus der Wissenschaft bei, indem sie Begriffe benutzen, die sehr rassistisch sind, zum Beispiel die Begriffe «kollektivistische» und «individualistische» Kulturen, die auch in diesem Buch vorkommen (Seite 89). Kollektivismus ist ein Begriff, der negativ besetzt ist, Individualismus dagegen wird mit «Freiheit», mit individueller Entfaltung usw. assoziiert. Und wenn die Menschen diesem Begriff dann zum Beispiel in einem Buch begegnen, fühlen sie sich darin bestätigt, selber in Freiheit zu leben, während die anderen offenbar in Sklavenhaltergesellschaften vegetieren müssen. Betroffene fühlen sich dadurch sehr provoziert – inklusive meine Person.

Christian Urech: Könnte es dann auch sein, dass der Tourismus eine kontraproduktive Wirkung hat, obwohl immer gesagt wird, dass Reisen bildet und man dabei andere Kulturen kennen lernt? Ich denke dabei an Titel aus Buchreihen, die von Touristen konsultiert werden, wenn sie fremde Kulturen bereisen wollen, und in denen dem geneigten Leser erklärt wird, wie die Mentalität der Menschen im Reiseland funktioniert und wie man sich in diesen Ländern verhalten sollte. Kann es sein, dass diese Bücher zwar vordergründig aufklärerisch daherkommen, aber dann eigentlich doch wieder Vorurteile zementieren?

Ali El Hashash: Ich wage zu sagen: ja – auf die Gefahr einer Pauschalisierung hin. Wenn Sie im Internet nach «interkultureller Kommunikation» oder «interkultureller Kompetenz» suchen, stossen Sie sogar auf Webseiten von Sprachschulen oder Allroundern, die «alles» über die Kulturen wissen und deshalb «alles» anbieten, weil sie in verschiedenen Ländern bei McDonalds tätig waren. Aber so einfach ist es nicht. Beispielsweise setze ich mich seit 25 Jahren mit den Lebensbedingungen von Migranten und mit interkultureller Kommunikation im Migrationskontext wissenschaftlich und praxisbezogen auseinander und komme zum Schluss, dass ich in diesem Bereich noch ganz am Anfang stehe und bis zur Verzweiflung weiss, dass ich sehr wenig weiss oder denke zu wissen. Deshalb ist es – aus meiner Sicht – ein Unfug, wenn eine Autorin oder ein Autor – meist aus westlicher Sicht – zum Beispiel die indonesi-

sche Mentalität beschreibt, entsprechende Verhaltensanweisungen gibt und dies als «letzte Wahrheit» verkündet. Ethnologen oder Orientalisten, aber auch Journalisten, die über andere Kulturen schreiben, sollten ebenfalls klar deklarieren, dass ihr Blick durch die subjektive Brille gefärbt ist und dass ihre Interpretation nicht die einzig mögliche und schon gar nicht die einzig richtige ist. In der Art, wie wir Menschen uns selbst und die Welt – insbesondere fremde Gesellschaften – betrachten, gibt es keine neutralen Wertmassstäbe – und folgerichtig kann es auch keine «neutralen Beobachter» geben. Anderes zu behaupten ist entweder eine Täuschung oder eine Selbsttäuschung.

Es besteht auch immer wieder die Gefahr, dass interkulturelles Wissen wie einst kulturelles Wissen von Unterdrückern zur Durchsetzung ihrer Interessen missbraucht wird, wie es zum Beispiel während der Kolonialzeit der Brauch war. Es gibt bereits einige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der interkulturellen Wissenschaftsbranche, die dem US-Militär im Irak und der Bundeswehr in Afghanistan zu Rate stehen. Deshalb unterscheide ich auch zwischen interkultureller Kompetenz und interkultureller Kommunikationskompetenz. Im zweiten Fall ist es notwendig, dem Gegenüber symmetrisch und respektvoll zu begegnen, um eine Verständigung erreichen zu können. Es erübrigt sich zu sagen, dass es diese Ausgangslage bei einer Invasion oder Okkupation nicht geben kann und bei den Betroffenen dadurch eher Widerstand ausgelöst wird, der selbst von der UNO als legitimes Recht anerkannt wird.

Christian Urech: Es besteht die Gefahr, dass Reisende das Gefühl haben, die Kultur resp. die Menschen des bereisten Landes irgendwann einmal «verstanden zu haben». Besteht diese Gefahr nicht auch in binationalen Partnerschaften, indem nach einiger Zeit das Gefühl entsteht, den Partner nun zu «durchschauen» – was, wie wir gesehen haben, niemals ganz möglich ist?

Ali El Hashash: Ja, es gibt diese Gefahr, alles erfasst zu haben. Wenn ich manchmal Migranten über die Schweiz sprechen höre, begegne ich einem ähnlichen Phänomen. Sie sprechen über die Schweiz, als würden sie sie «verstanden» haben, sie erklären anderen Migranten die Schweiz, beziehen sich dabei aber meistens auf sichtbare Zeichen, auf Äusserlichkeiten. Wir fühlen uns eben gut, wenn wir als «Fachpersonen», als Experten irgend etwas erklären können. Das Gefühl, die andere Mentalität

verstanden zu haben, ist aber eine Täuschung. Der Partner in einer binationalen Beziehung kann in dieser Hinsicht aber als Korrektiv dienen – immer vorausgesetzt, die Kommunikation in der Beziehung findet «auf Augenhöhe» statt, der gegenseitige Umgang ist von Respekt und echter Toleranz geprägt und die Konflikte werden bewusst gemacht und gemeinsam angegangen.

Christian Urech: Welches sind denn so die häufigsten Kommunikationsprobleme, denen Sie speziell bei gemischten Paaren begegnen? Wo liegen die Ursachen für kulturell bedingte Missverständnisse?

Ali El Hashash: Es gibt verschiedene Problemfelder, (unbewusste) Fallen und Chancen, die in binationalen Beziehungen zusammenfallen. Das erste Problemfeld sind kulturell bedingte Missverständnisse im kommunikativen Bereich, das zweite sind unterschiedliche soziokulturelle Konzepte wie das Verhältnis zur Zeit oder zu räumlicher Nähe, Beziehungsvorstellungen, Freundeskreis und überhaupt das ganze Sozialverhalten – wie anfangs besprochen –, und das dritte Problemfeld wird dadurch abgesteckt, dass (mindestens) ein Teil in der Beziehung fremd ist, dass also ein Partner die einheimische Kommunikationskultur nicht kennt und von daher ein bestimmtes Mass an Ausgrenzung erlebt, was eine Asymmetrie in der Kommunikation des binationalen Paares zur Folge haben muss und beim einheimischen Partner zu einem vielleicht unbewussten – oder auch bewussten – Dominanzverhalten führt.

Eine der Fallen, die sich aus diesen Problemfeldern ergeben, besteht zum Beispiel darin, dass der einheimische Partner diese Ausgangslage dementiert, also die Asymmetrie in der Kommunikation bestreitet, was zu Gleichmacherei führt. Eine andere Falle betrifft den ausländischen Partner, wenn dieser versucht, die Auseinandersetzung über Sachverhalte oder Interessenskonflikte mit der erlebten Situation durch Rassismuskonflikt im Keim zu ersticken. Eine weitere Falle besteht darin, dass der ausländische Partner in der «Aussenwelt» erlebte Diskriminierungen dadurch zu verarbeiten sucht, dass er die erlebte Frustration in der Beziehung nicht direkt ausspricht, sondern sie sich mit unangemessenen Mitteln an einem unangemessenen Ort und zu unangemessenem Anlass entlädt, die Partnerschaft also als Projektionsfläche dient. Weitere Fallen sind das Ausweichen in eine Opferrolle durch den ausländischen Partner

oder dass der einheimische Partner Interessengegensätze immer mehr auf Kulturunterschiede hin erklärt.

Ein produktives Umgehen mit diesen Fallen und damit die Chance der binationalen Beziehung besteht immer im Bewusstmachen der Mechanismen in der Beziehung. Falls dies gelingt, kann eine binationale Beziehung tatsächlich die Basis dafür sein, dass die unterschiedlichen Blickwinkel kreativ genutzt werden und synergetische Betrachtungsweisen möglich sind. Dies wird sich dann zum Beispiel auch auf die Kindererziehung positiv auswirken.

Christian Urech: Inwiefern?

Ali El Hashash: Die Kinder haben die Möglichkeit, den respektvollen und toleranten Umgang in der bikulturellen Beziehung als Gegenbeispiel zu den häufig asymmetrischen Kommunikationssituationen in der Schule und im gesellschaftlichen Umfeld zu erleben, was zu einer Stärkung ihrer Persönlichkeit führt. Sie erfahren in der Beziehung als wichtiger Sozialisationsinstanz die Vielfalt als Bereicherung und persönlichen Reichtum – vorausgesetzt, die Eltern bzw. die Bezugspersonen selbst fungieren bewusst als interkulturelles Lernmodell. Deshalb ist die Weiterbildung der Bezugspersonen in interkultureller Kommunikation unerlässlich.

Christian Urech: Inwiefern kann eine respektvoll gelebte binationale Beziehung auch positiv auf das gesellschaftliche Umfeld wirken?

Ali El Hashash: Dies ist vor allem über die einheimischen Partner möglich, weil sie viel bessere Möglichkeiten haben als die ausländischen Partner, für die Landsleute überzeugend eine respektvolle Einstellung zur kulturellen Vielfalt zu vertreten und damit einen positiven Einfluss auf die schweizerische Sozialpolitik auszuüben. Dieser Einfluss macht sich vielleicht auch über den Bekanntenkreis und die Herkunftsfamilie des einheimischen Partners geltend, indem sie diesen Personen die Möglichkeit gibt, «gelebte Multikultur» hautnah positiv zu erleben. In der Schweiz als genuin «multikulturellem» Gebilde, als Willensnation von vier verschiedenen Kulturen, sind die Voraussetzungen dafür im Grunde nicht schlecht und zum Beispiel viel eher gegeben als in Deutschland mit seinem Hang zum «Reinheitsgebot», was auch die gegenwärtige Debatte über die so genannte «Leitkultur» wieder zeigt. Wobei ich das deutsche Bier gerade wegen des Reinheitsgebots beim Brauen sehr

gerne habe und auch nichts dagegen sagen möchte – man sollte sich bloss davor hüten, dieses Reinheitsgebot auf andere Gebiete zu übertragen, wie es zum Beispiel zur Zeit der Nazis zur Staatsideologie wurde. Wenn wir «Otto-Normal-Verbraucher» das Bedürfnis haben mögen, die Komplexität der Welt mit vulgären Simplifikationen zu reduzieren (indem wir etwa von «den Christen» oder «den Muslimen» reden) und dadurch für Desinformation und Manipulierung anfällig werden, dann ist das schlimm genug. Wenn aber das historische Wissen über die jahrtausendealte kontinuierliche Wechselwirkung der Kulturen bei Politikern, Entscheidungsträgern und Meinungsbildnern – bewusst oder unbewusst – bei der Weisswurst beginnt und mit der Rösti endet und die politische Weltkarte in Dualismen wie «Gut» und «Böse», «Zivilisierte» und «Barbaren» oder «Freiheitsverteidiger» und «Terroristen» etc. aufgeteilt wird, dann ist höchste Wachsamkeit angesagt!

Christian Urech: Warum funktionieren binationale Partnerschaften trotz aller Widrigkeiten relativ gut?

Ali El Hashash: Die Beteiligten in einer binationalen Partnerschaft sind auf Gedeih und Verderben darauf angewiesen, sich gegenseitig zu verstehen. Deshalb haben sie im Grund gar keine andere Möglichkeit, als sich mit den Missverständnissen und Andersartigkeiten auseinanderzusetzen – sonst bricht die Partnerschaft auseinander oder ist frühzeitig sozusagen klinisch tot. Der Umstand aber, dass die Beziehung überhaupt erst eingegangen wurde, zeigt, dass beide Seiten eine gewisse Portion an Offenheit und Interesse für das Fremde mitbringen. Dies ist eine wichtige Voraussetzung für das Funktionieren des Zusammenlebens in höchst komplexen Partnerschaften und wahrscheinlich der wichtigste Grund dafür, dass die Beziehung trotz Missverständnissen lang anhält.

Vielleicht gibt es in binationalen Beziehungen aber auch ein besonders gutes Mischungsverhältnis zwischen Gemeinsamkeiten und Projektionsflächen, die als «Sehnsuchtsraum» dienen können. Die Menschen – vermutlich aus allen Kulturen – bewegen sich einerseits im Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz und andererseits im Spannungsfeld zwischen dem Wunsch nach Dauer und dem Bedürfnis nach Abwechslung. In einigen Kulturen wird der Akzent vielleicht eher auf «Dauer» und «Nähe» gesetzt, was eine starke soziale Bindung erforderlich macht, dann kann die Projektionsfläche durch den Partner vielleicht

eher zwischen «Distanz» und «Abwechslung» gespannt sein – und umgekehrt; dies ist deshalb so, weil wir alle diese vier Pole in uns tragen und es keine Kulturen gibt, die nur Nähe und nicht Distanz oder nur Distanz und keine Nähe kennen würden. Es unterscheiden sich lediglich Gewichtung und Akzentuierung sowie der graduell erreichte Stand der Entfremdung, ein Umstand, welcher ganz und gar vom gesellschaftlichen System als der Lebenswelt, in der wir heranwachsen, abhängig ist. Das gleiche gilt auch für die Pole von Dauer und Abwesenheit.

(Das Interview fand statt am 13. Oktober 2004.)

IKM Institut für Interkulturelles Kommunikations-Management GmbH

Das IKM bietet Trainingsseminare zur Vermittlung und Förderung interkultureller Kommunikationskompetenz an. Zielkulturen sind 1. Das chinesische Festland, Hongkong, Taiwan. 2. Nahost, Golfstaaten, Nordafrika 3. USA.

Ausserdem werden auch hausinterne Weiterbildungsseminare zum Thema «Interkulturelle Kommunikation im Migrationskontext» für Mitarbeitende im Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesen angeboten.

Weitere Informationen:

www.ikm-institut.ch/

Weiterführende Literatur:

Auernheimer, G. (1990): Einführung in die Interkulturelle Pädagogik. Stuttgart

Maletzke, G. (1996): Interkulturelle Kommunikation. Opladen

Hall, E.T. (1959): The silent language. Garden City, N.Y.

Watzlawick, P. (1976): Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung und Verstehen. München

Schulz von Thun, F. (1981): Miteinander Reden. Band 1. Hamburg

Bühler, K. (1934): Sprachtheorie. Jena

Hall, St. (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg

Diem, I./ Radtke, F.-O. (1999): Erziehung und Migration. Eine Einführung. Stuttgart